

Lydia Davis: „Unsere Fremden“

Von den Rätselfn des Alltäglichen

Von Ulrich Rüdener

Deutschlandfunk, Büchermarkt, 06.09.2024

Kurz, kürzer, am kürzesten: Kaum jemand vermag es, Alltagssituationen und Alltagskuriositäten so stark zu verdichten wie die amerikanische Autorin Lydia Davis. Auch in ihrem neuen Short-Story-Band „Unsere Fremden“ erweist sie sich als Meisterin einer Form, die sich nur als „davisesk“ bezeichnen ließe.

Lydia Davis als amerikanische Short-Story-Autorin zu charakterisieren, würde in die Irre oder zumindest nicht weit genug führen. Mit den Klassikern der Kurzgeschichte hat sie wenig gemein. Ihre Texte erinnern weder an Ernest Hemingway noch an Raymond Carver, weder an Alice Munro noch an John Cheever. Wenn sie doch einmal auf die Form der amerikanischen Short Story zurückgreift, dann erscheint das wie ein Zitat oder eine irgendwie auch auszureizende und aufreizende Spielform des Möglichen. Ihre dem Alltag entnommenen Stoffe, ihre grotesken Fundstücke, philosophischen Pirouetten gießt sie in unterschiedlichste Textgestalten; sie experimentiert mit Genres, die sie teils ad absurdum führt; sie jongliert mit Sätzen, bis diese sich in ihre Einzelteile auflösen und doch am Ende, in die Luft gewirbelt, ein überraschendes Bild ergeben.

Avantgardistische Miniaturen

Manchmal sind ihre Geschichten nur ein paar Worte lang. Manchmal ein paar Seiten. Dass sie sich mit der französischen Avantgarde auskennt, Michel Butor und Michel Leiris ins Englische übertragen hat, daneben auch Robert Walser oder Peter Bichsel bewundert, die sie ebenfalls übersetzt, ist da nicht erstaunlich. Verehrer ihrer Kunst haben gar schon vorgeschlagen, in Analogie zu dem Adjektiv kafkaesk von davisesk zu sprechen.

„Mit achtundzwanzig sehnt sie sich danach, noch einmal fünfundzwanzig zu sein.“

„Angst vor dem Älterwerden“ heißt diese Miniatur aus ihrem neuen Band „Unsere Fremden“. Unspektakulärer geht es kaum, und doch ist darin die ganze Misere des Lebens eingefangen – wir sind selten im Hier und Jetzt und sehnen uns nach etwas, das unwiederbringlich verloren ist. Die Angst vermässelt uns die Gegenwart. Lydia Davis hat allerdings auch einen subtilen Sinn für Humor. So gibt es in dem Band eine durchnummerierte Serie mit dem Titel „Berühmtheitsgrund“. Teil 2 widmet sich Karl Marx und ihrem Vater.

Lydia Davis

Unsere Fremden

Aus dem Amerikanischen
von Jan Wilm

Droschl Verlag, Graz/ Wien

312 Seiten

26 Euro

„Karl Marx und mein Vater hatten beide Töchter. Beide Töchter wurden später in ihrem Leben Übersetzerinnen. Beide übersetzten Gustave Flauberts Madame Bovary!“

Herausforderungen für den Übersetzer

Manchmal notiert sie Gesprächsfetzen, die so präzise und bezeichnend klingen, dass man sich ungefähr vorstellen kann, wie penibel Davis an den Details gefeilt haben muss, auch eine Herausforderung für den Übersetzer Jan Wilm.

„Reife Frau gegen Ende einer Diskussion über Regenmäntel beim Mittagessen mit einer anderen reifen Frau

Sie sagt in einem vernünftigen Ton, „Es muss ja nicht unbedingt ein Burberry sein!“

Umfangreichere Texte gibt es ebenfalls. So führt Lydia Davis ihre Vorliebe für Listen auch in diesem Band fort. In „Sorry für die Störung“ werden seitenlang Hilfsersuchen wie Anzeigen an einem Schwarzen Brett hintereinandergestellt, so dass der Kosmos einer konsumgeprägten Mittelstandswelt entsteht, aus der es kein Entkommen zu geben scheint.

Unter der oft banal erscheinenden Oberfläche lauert aber auch bei Lydia Davis ein Abgrund – und das ist es wohl, was sich als davisesk beschreiben ließe. Im Falle von „Unsere Fremden“ ist es das unwiderrufliche Faktum des Älterwerdens, das Bewusstsein für Vergeblichkeit, eine hinter schützenden Fassaden versteckte Trostlosigkeit. In „Kreppig“ berichtet die Erzählerin von einem lang zurückliegenden Tagebucheintrag über ihre Mutter. Die fürchtete damals, ihre Augenlider würden „kreppig“:

„Ich war neunundzwanzig, als ich aufschrieb, was sie gesagt hatte, und sie war dreiundsiebzig. Ich wusste nicht, ob meine eigenen Augenlider kreppig waren. Jetzt, wo ich lese, was ich damals aufgeschrieben habe, bin ich zweiundsiebzig, fast so alt wie sie damals. Was meine Mutter betrifft, sie ist verstorben, ist oben in einer Urne. Auch ihre Augenlider, vermischt mit dem ganzen Rest, sind heute Asche.“

Aber es ist unser Leben

Dann gibt es da beispielsweise den langen Brief einer Mutter, der vom Einerlei ihrer Tage erzählt, während die Kinder draußen in der Welt ihren eigenen Weg verfolgen. Fast rührend ist es, wie die Briefschreiberin Kleinigkeiten aufbauscht, um diese Seiten zu füllen, wie auch immer stärker eine Traurigkeit sichtbar wird und einmal die Bemerkung fällt, die Kinder seien ja auch schon lange nicht mehr zu Besuch gekommen. Der vielleicht entscheidende Satz lautet:

„Ich weiß, dass das nicht besonders aufregend ist, aber es ist unser Leben.“

Lydia Davis kümmert sich um alles, was nicht besonders aufregend ist, aber unbedingt zu unserem Leben gehört. Aber sie tut das in aufregenden kurzen und kürzesten Formen. Nun sind nicht alle der fast 150 Texte gleichermaßen erkenntnistiftend, nicht alle sind gleich gut oder in ihrer ausgestellten Simplizität besonders. Als Davis-Leserin oder -Leser erkennt man manche Verfahren wieder, so dass sie zuweilen nicht mehr so originell wirken wie bei früheren Lektüren. Aber dennoch ist auch „Unsere Fremden“ eine geradezu meditative Einführung in die Rätsel des Alltäglichen – wer Lydia Davis liest, blickt jedenfalls versonnener auf die Welt.